

„Da hab ich schon gemerkt, dass bei uns irgendwie alles anders ist“

Die ambivalente Rolle professioneller pädagogischer Unterstützung der Kinder von Eltern, denen man eine geistige Behinderung zuschreibt

CONSTANCE REMHOF UND MIRIAM DÜBER — ZENTRUM FÜR PLANUNG UND EVALUATION SOZIALER DIENSTE,
UNIVERSITÄT SIEGEN

Während es in der Kinder- und Jugendhilfe mittlerweile einen breiten Diskurs um Kinder von Eltern mit einer psychischen Erkrankung und ihre angemessene pädagogische Begleitung gibt, ist die Lebenssituation von Kindern, deren Eltern man eine geistige Behinderung zuschreibt, bisher empirisch kaum beleuchtet. Die wenigen vorhandenen Studien verdeutlichen unterschiedliche Entwicklungsrisiken und Belastungsfaktoren (vgl. Orthmann-Bless/Chevalley/Hellfritz 2015; Prangenberg 2002), die jedoch nicht monokausal auf die Beeinträchtigung der Eltern zurückgeführt werden dürfen, sondern vielmehr vor dem Hintergrund vielfach deprivierender Lebensumstände und gesellschaftlicher Benachteiligung (welche jedoch wiederum durchaus eine Folge der zugeschriebenen Behinderung sein können) zu interpretieren sind (vgl. Hindmarsh/Llewellyn/Emerson 2017; IASSID 2008; Booth/Booth 1998). Berücksichtigt werden muss außerdem, dass die Entwicklung der Kinder individuell sehr unterschiedlich verläuft (vgl. Orthmann-Bless/Chevalley/Hellfritz 2015). Die positive Bindung zu einem weiteren Erwachsenen (zusätzlich zu den Eltern) und das Vorhandensein angemessener Unterstützung haben sich dabei als relevante Schutzfaktoren erwiesen (vgl. Wołowicz-Ruszkowska/McConnell 2017; vgl. Booth/Booth 1998). Auf der Grundlage einer empirischen Erhebung zur Perspektive von erwachsenen Personen, deren Eltern als geistig behindert gelten¹, soll im Rahmen dieses Beitrags der Fokus auf der Auseinandersetzung mit wahrgenommener Differenz und die Rolle professioneller Unterstützung in diesem Kontext gelegt werden.

DAS ERLEBEN VON DIFFERENZ

Bei der analytischen Auseinandersetzung mit dem Interviewmaterial wurde immer wieder eines deutlich: Kinder von Eltern mit einer sogenannten geistigen Behinderung beschäftigen sich zum Teil sehr intensiv mit dem Erleben von Differenz. So sind bei drei der fünf befragten Frauen das Empfinden, dass die eigene Familie anders ist, und die damit verbundenen Bewältigungsleistungen Kernthemen, die in den Interviews breiten Raum einnehmen.

„Und ja, das waren immer so kleine Momente, wo ich wusste, dass meine Mutter irgendwie nicht-nicht so is wie andere, ja.“²

Insbesondere zwei der Befragten verweisen dabei wiederholt auf die Kategorie der Normalität. *„Also ich wusste dann okay, wir sind nicht normal und werden auch nie normal.“*

Differenz wird dabei an sehr unterschiedlichen Dingen festgemacht, wie dem Entwicklungsstand und der Leistungsfähigkeit der Eltern. So verweist beispielsweise eine

¹ Im Rahmen der Begleitforschung des Modellprojektes *Entwicklung von Leitlinien zu Qualitätsmerkmalen Begleiteter Elternschaft in NRW* (vgl. hierzu: www.begleitete-elternschaft-nrw.de) wurde mit insgesamt fünf Frauen im Alter von 18, 20, 25, 28 und 50 Jahren jeweils ein narratives Interview geführt. Das erhobene Material wurde inhaltsanalytisch und in Teilen rekonstruktiv (angelehnt an die Dokumentarische Methode) ausgewertet. Dabei stand insbesondere die Frage der (retrospektiven) Perspektive auf professionelle Unterstützung im Vordergrund (vgl. hierzu auch Düber/Remhof 2020).

² Die Transkripte liegen bei den Autorinnen.

Befragte darauf, dass ihre Mutter „psychisch ungefähr auf dem Stand von 'ner Pubertierenden“ stehe. Mehrere Frauen betonen, von ihren Eltern keine Unterstützung insbesondere in schulischen Angelegenheiten erfahren zu haben. Daraus entsteht nicht zuletzt ein Gefühl der Überlegenheit gegenüber den eigenen Eltern und Muster der Parentifizierung im Sinne einer Rollenkehr werden verstärkt. Aus diesem Gefühl der Verantwortung kann ein starker Wunsch nach „Normalität“ erwachsen.

„[...] einfach dieses ähm, was man sich immer gewünscht hat, jetzt mal zu erleben: Eine ganz normale Familie, wo man keine Verantwortung tragen musste.“

Die Befragten beschreiben außerdem Verhaltensweisen ihrer Eltern, die sie als Kinder als sozial unangepasst erlebt haben und welche sie u. a. umschreiben mit dem Gebrauch einer „vulgären Sprache“, „kein Blatt vor den Mund nehmen“, „jugendlichem“ und „ungestümem“ Verhalten oder den Wunsch der Eltern, „im Mittelpunkt“ zu stehen. Neben diesen Umschreibungen erinnert sich eine der Befragten an ein ganz konkretes Erlebnis in ihrer Schulzeit. Die Bedeutung dieses für sie beschämenden Erlebnisses zeigt sich nicht nur daran, dass sie es in Form einer dichten Erzählung wiedergibt, sondern auch, indem es ihr ein Anliegen ist, dies am Ende des Interviews zu erzählen, als sie gefragt wird, ob sie noch etwas loswerden möchte.

„[...] und eine Mutter hatte Kaffee verteilt an die anderen Eltern. Und meine Mutter hat dann auch was davon getrunken und die fand das irgendwie total eklig und hat das dann auch direkt gezeigt, also dass sie das total widerlich findet diesen Kaffee. Und das fand ich dann auch so peinlich, also das war mir so unangenehm, dass sie da dann so den Kaffee so ausgespuckt hat und weggeschmissen hat und ich weiß noch, dass die Frau sie dann ganz komisch angeguckt hat.“

Auch der Zustand der Wohnung – im Hinblick auf Sauberkeit und Ordnung – wird mehrfach herangezogen. So beschreiben einige Befragte beispielsweise, dass sie die familiäre Wohnung in der Kindheit als unordentlich und unsauber erlebt haben und dies ein Gefühl von Scham auslöste. Auch die Gestaltung des Familienalltags spielt im Erleben der Befragten eine Rolle.

„[...] ich erinnere mich, erinnere mich daran, dass wir ähm nicht so'n typischen Alltag halt hatten wie andere Familien. Also wir haben zum Beispiel keine festen Uhrzeiten gehabt, wann es Essen gibt oder sowas. Und wir haben uns auch selten mal an 'nem Tisch zusammengesetzt, um zusammen zu essen. Wir haben auch freizeitleich nicht viel unternommen.“

Darüber hinaus wird jedoch eine andere wichtige Dimension im Hinblick auf die Wahrnehmung von Differenz deutlich: Die Zuschreibung durch andere. So beschreibt insbesondere eine der Befragten, dass sie ihre Familie in der Kindheit zunächst als normal empfunden habe, sich jedoch schon früh immer wieder mit stigmatisierenden Zuschreibungen ihrer Umwelt konfrontiert sah, was großen Einfluss auf ihre eigene Wahrnehmung hatte.

„Aber ich habe natürlich den Gegenwind aus den pädagogischen Einrichtungen schon früh gemerkt. Also, sprich Kita und Schule. Ja, leider in die Richtung: Das ist nicht normal, deine Mutter ist eher asozial. Also fällt aus dem System raus. [...] Das war halt die Schublade von asozial, ne? Intellektuell nicht wirklich weit äh, [...] sprich ähm meine Mutter holt mich vom Kindergarten ab, dann hat man schon gesehen: Okay, die Kinder kommen doch nicht mehr zu mir, die Eltern sind distanzierter.“

Wenn es um die Wahrnehmung der eigenen Eltern geht, nimmt der Vergleich mit anderen Familien eine zentrale Rolle ein. So beschreiben die Befragten Situationen, in denen sie fast schon im Sinne eines „Aha-Effektes“ erleben, dass sich der familiäre Alltag ihrer Peers in ihren Augen von ihrem eigenen deutlich unterscheidet. Dabei ziehen sie einige der oben beschriebenen Kategorien – wie die Gestaltung des Familienalltags, den Zustand der Wohnung oder die Unterstützung durch die Eltern – heran.

Die Tatsache, dass die Befragten – wenn überhaupt – nur indirekt die kognitive Beeinträchtigung als Interpretationsfolie gebrauchen bzw. diese kaum als solche benennen, sondern vielmehr Wechselwirkungen zwischen ihrer familiären Lebenswirklichkeit und der Umwelt beschreiben, bestärkt auch hier die eingangs erwähnte Notwendigkeit, die Herausforderungen nicht monokausal auf die Dimension der „geistigen Behinderung“ zurückzuführen, sondern die Lebenssituation der Familien insgesamt in den Blick zu nehmen.

DIE BEWÄLTIGUNG VON DIFFERENZ

Die Befragten beschreiben einen aktiven Prozess der Auseinandersetzung mit der erlebten Differenz in ganz unterschiedlichem Ausmaß. Dabei wird in einigen Fällen sehr deutlich, dass die Aufarbeitung der eigenen Familiengeschichte auch im Erwachsenenalter einen hohen Stellenwert hat. Sie verweisen retrospektiv auf Gefühle von Scham, aber auch Trauer und Wut.

„Aber die Tatsache, es kam natürlich auch ganz viel Wut wieder hoch. Ich sitze hier in der Therapiesitzung, weil meine Mutter anders ist.“

Die Bewältigungsstrategien der Interviewten sind durchaus unterschiedlich, auffallend ist, dass sich bei mehreren Frauen eine hohe Leistungsorientierung – auch zum Zwecke der Abgrenzung gegenüber den eigenen Eltern – rekonstruieren lässt (vgl. hierzu auch Remhof/Düber i. E.). Die Abgrenzung von der Herkunftsfamilie spielt zum Teil auch im räumlichen Sinne eine Rolle, z. B. in Form eines frühen Auszugs aus dem Elternhaus oder des vermehrten Aufenthalts außerhalb der Wohnung. Nicht zuletzt ging es auch darum, sich einen eigenen Raum zu schaffen.

„Es war ja für mich irgendwie, ich muss mir meinen eigenen Raum schaffen, das wusste ich und in diesem Raum muss ich natürlich 'ne bestimmte Rolle auch haben. Und ich war immer die, ich war die Coole und ähm. Man/ich wurde überall hin eingeladen, ich wurde gefragt, ich war irgendwie immer so im Freundeskreis so ein bisschen das Alphetier.“

Insbesondere aus den Gefühlen von Scham resultierte bei mehreren Befragten die Praktik des Vertuschens im Sinne eines Stigma-Managements:

„Ich hab ganz bewusst Freunde nie zu uns nach Hause eingeladen, weil meine Mutter einfach sehr bedürftig ist.“

Neben der Strategie, den Besuch von Peers zu umgehen, spiegelt sich die Scham auch in der Beschreibung großer Verlustangst im Hinblick auf den eigenen Partner. So beschreiben zwei Frauen sehr intensiv ihre Befürchtungen, dieser könnte sich von ihnen abwenden, wenn er die Herkunftsfamilie kennenlernt.

Die Auseinandersetzung mit den vorhandenen Belastungen bewegt sich vielfach in einem Spannungsfeld, einerseits Dinge eigenständig zu bewältigen und andererseits auf Unterstützung durch Dritte angewiesen zu sein. Neben allen Ambivalenzen und Herausforderungen, die sich mit den schwierigen Erfahrungen in der eigenen Kindheit verbinden, wird insbesondere bei einer Befragten der Versuch einer retrospektiv positiven Bewertung deutlich, indem sie sich als resilient beschreibt.

„[...] also wenn mir irgendwelche Schicksalsschläge oder ähm in so härteren Klausuren Phasen oder so, dass ich da einfach vielleicht besser mit umgehen kann als andere, ja. Weil ich vielleicht 'n dickeres Fell habe und einfach schon früh gelernt habe, selbstständig zu sein, ja. Und halt einfach mir selber Sachen beibringe.“

PROFESSIONELLE UNTERSTÜTZUNG ALS POTENZIELLES STIGMA

Unterstützung kann in diesem Kontext eine sehr wichtige Ressource darstellen und, wie sich aus dem Interviewmaterial ableiten ließ, verschiedene Funktionen für die Kinder und Jugendlichen erfüllen. So kann sie durch Rollenklärung und Entlastung der Kinder dazu beitragen, Effekte der Parentifizierung abzumildern. Weiterhin kann sie die Reflexion der Eltern-Kind-Beziehung unterstützen und insgesamt dazu beitragen, Erklärungsfolien für das elterliche Verhalten zu finden. Darüber hinaus leistet professionelle Unterstützung durch die kompensatorische Übernahme elterlicher Aufgaben einen wichtigen Beitrag zur Bewältigung gesellschaftlich vermittelter Anforderungen und spielte bei allen Befragten eine wichtige Rolle im Kontext von schulischen Leistungsanforderungen, welche zum Teil eine zentrale Bedeutung für die interviewten Personen hatten. Nicht zuletzt kann Unterstützung eine zentrale Quelle für positive Anerkennung darstellen, vor allem dann, wenn es Eltern schwerfällt, sensibel auf die Bedürfnisse ihrer Kinder zu reagieren (vgl. hierzu auch Remhof/Düber i. E.).

Allerdings wird professionelle Unterstützung von den Befragten zum Teil extrem ambivalent erlebt. So kann sie einerseits dazu beitragen, Funktionalität im Sinne eines funktionierenden Familienlebens und damit – vor allem auch nach außen – „Normalität“ herzustellen, z. B. indem für regelmäßige gemeinsame Mahlzeiten gesorgt oder der Schulbesuch der Kinder sichergestellt wird.

„[...] weil ich das Gefühl hatte, dass meine Mutter eben Unterstützung bekommt und dass alles irgendwie halbwegs normal bei uns auch abläuft.“

Andererseits kann Unterstützung aber gleichzeitig selber wiederum als potenzielles Stigma gedeutet und erlebt werden, da die Inanspruchnahme professioneller pädagogischer Unterstützung durch die Kinder- und Jugendhilfe auch eine Abweichung von gesellschaftlichen Normen darstellt.

Daraus ergibt sich ein Dilemma: Auf der einen Seite möchten die Kinder gängigen Normalitätserwartungen genügen, auf der anderen Seite müssen ihre Eltern Unterstützung bekommen, damit „Normalität“ überhaupt erst hergestellt wird. Die Betroffenen wissen um die Notwendigkeit der Unterstützung und bewerten diese grundsätzlich positiv, aber zum Teil befürchten sie gleichzeitig auch, dass die Hilfe letztlich dazu führt, dass das vielfach unsichtbare potenzielle Stigma der kognitiven Beeinträchtigung der Eltern und damit das Anderssein der gesamten Familie sichtbar wird. So berichteten die Befragten zum Teil davon, dass man den Eltern die Behinderung nicht ansehen könne. Und gerade gegenüber Peers wenden Kinder häufig erfolgreiche Strategien an, um gängigen Normen zu entsprechen.



Durch die professionelle Unterstützung kann jedoch die Differenz der Familie nach außen erkennbar werden.

„Also das zu vertuschen und zu sagen, da is ja niemand und ähm wir kommen klar, sozusagen. Und nicht nur die Familienhelferin zu bedecken, sondern auch meine Mutter.“

In diesem Kontext spielen Ängste der Betroffenen vor Stigmatisierung durch die Inanspruchnahme professioneller Hilfe eine wichtige Rolle.

„Ähm, ja es war ja, in erster Linie, es is' eine fremde Person. Das heißt, deinem Freundeskreis erst mal zu erzählen, dass eine fremde Person ähm in, in deinem Leben mitmischt und dann stellt sich die Frage warum. Und das heißt das Eingeständnis, dass deine Mutter es alleine nicht schafft. Und das heißt für dich: Aus welchem Milieu kommst du? Warum schafft es deine Mutter nicht? Is' sie behindert? Is' sie psychisch krank? [...] Genau, also da, da war einfach die Angst von diesem Stempel, einfach wieder, gerade in der Jugend, wenn man versucht, seine Identität aufzubauen, herauszufinden, wer man wirklich is'. Ähm und ähm dann irgendwie erklären zu müssen: Ja, wer is' das eigentlich? Und dann darf man ja auch nie vergessen, die Hilfe kommt vom Jugendamt. Das heißt ähm, denen erst mal zu erklären: Wir sind eine Familie, dessen Akte beim Jugendamt liegt und bei den meisten Menschen klingelt denn: Oh Gott, die Mutter hat ihre Kinder nich' im Griff und da muss das Jugendamt rein und die Kinder rausnehmen.“

Dabei wird Unterstützung innerhalb der Familie von den Befragten zum größten Teil deutlich positiv bewertet, während insbesondere eine der Befragten die Außenwirkung

der Unterstützung problematisierte. Im folgenden Zitat wird deutlich, dass diese Befragte ganz klar zwischen der Bewertung von Unterstützung in Bezug auf innen und außen, also innerhalb der Familie und bezüglich des sozialen Umfelds, unterscheidet.

„Man brauchte so 'n roten Faden irgendwie im Leben, besonders in der Pubertät. Und den hatt ich eben nicht von meiner Mutter, sondern von unserer SPFH. Und äh (.) das war für mich in Ordnung, aber es war halt auch nicht normal. Also, es war für mich immer so 'n Zwiespalt. Wenn ich zu Hause war, es war für mich alles in Ordnung. Es is o.k., dass sie da ist. Es is o.k., dass wir die Zahnarzt-Termine zusammen haben. Aber wenn ich denn draußen war, sobald ich aus der Haustür raus gegangen bin, war des für mich alles sehr schwierig. (.) Weil des Verständnis einfach gefehlt hat. Ich konnte nicht zu Freunden gehen und sagen: Wisst ihr, meine Mama ist so und so.“

STIGMA-MANAGEMENT ALS BEWÄLTIGUNG

Dies macht für die Kinder unter Umständen ein doppeltes Stigma-Management erforderlich, welches eine besondere Balanceleistung von den Kindern erfordert. Sie müssen zum einen das Stigma, welches der Behinderung ihrer Eltern anhaftet, bewältigen, und zum anderen jenes, welches durch die Inanspruchnahme von professioneller Unterstützung entstehen kann. Dies stellt eine große Belastung für die Kinder dar und verlangt ihnen große Anstrengungen ab. Eine Bewältigungsstrategie kann dann das Vertuschen der Hilfe sein.

„Und ich habe ähm auch angefangen, als ich dann aufs Gymnasium gekommen bin, ähm gut zu vertuschen, dass wir eine Familienhelferin haben. Sie kam natürlich zur Anmeldung mit, ähm zum ersten Schultag. Ich hab es mir ja auch gewünscht, aber es war natürlich auch die Unterstützung für meine Mutter und ähm ich hab gut versucht, das zu vertuschen. Man hat immer gesagt: Wer is' das denn? Und: Was macht sie hier? Und ich immer: Das ist die Freundin von meiner Mama. Und über die Jahre, also meine Freunde, die mich seit dem Gymnasium kennen, mit denen ich auch immer noch sehr eng bin und die meine Lebensgeschichte dann im Nachhinein auch kennengelernt haben, die ham auch immer gesagt zu mir: Das war 'n bisschen komisch. Also man muss sich vorstellen, meine Mutter is' relativ klein, 'n bisschen korpulent (lacht) und ähm unsere Familienhelferin is' eine große schlanke Frau mit blonden Haaren ähm (l lacht). Also totale Gegensätze, die immer mit 'm Rucksack rumläuft und ähm, genau. Aber da war halt einfach so, ich hab mich sehr bemüht, des alles zu vertuschen.“

Dabei wird das Spannungsverhältnis deutlich, welches insbesondere bei dieser Befragten zwischen dem Wunsch besteht, dass die Mutter die Unterstützung erhält, die sie braucht, und der Angst, dass gerade dadurch die Besonderheit der eigenen Familiensituation ans Tageslicht kommen könnte. Eigentlich bewertet sie Unterstützung positiv, aber das Umfeld darf darüber keine Kenntnis haben. Die Interviewte hat darum über viele Jahre vor allen Mitschüler*innen geheim gehalten, dass ihre Mutter als geistig behindert gilt und dass die Familie professionelle Unterstützung erhält, was mit einem Kraftaufwand für sie verbunden war. Andere Befragte stellen die Behinderung als Merkmal nicht so sehr

in den Vordergrund, sondern eher die Lebenssituation an sich, sodass die geistige Behinderung der Eltern nicht zwingend die einzige Interpretationsfolie im Hinblick auf „Normalität“ ist.

Wenn die Beeinträchtigung der Eltern, die Lebenssituation der Familie und auch der Umstand, dass die Familie professionell unterstützt wird, vertuscht werden müssen, hat das auch Einfluss auf die sozialen Kontakte und Beziehungen, insbesondere zu Gleichaltrigen, denn diese müssen auf Abstand zur eigenen Familie gehalten werden. Die Betroffenen leben immer mit einer gewissen Angst vor Entdeckung und deren Folgen. Hieraus ergibt sich eine große Belastung für sie. Außerdem berichten die Befragten zum Teil von Problemen, Freundschaften zu schließen, und von wenigen, engeren sozialen Beziehungen. Wenn Unterstützung von Betroffenen also als Stigma gedeutet wird und damit ein Stigma-Management in Form des Vertuschens von Hilfen erforderlich macht, kann dies zu einer sozialen Isolation von Kindern von Eltern mit Lernschwierigkeiten führen.

REFLEXIONSERFORDERNISSE FÜR FACHKRÄFTE

Professionelle Unterstützung hat für die Kinder häufig eine zentrale Bedeutung und kann ganz unterschiedliche Funktionen für sie erfüllen. Die daraus resultierenden Chancen, aber auch die Grenzen und Risiken müssen dabei umfassend reflektiert werden. Auch die Reflexion der eigenen





ÜBER DIE AUTORINNEN

CONSTANCE REMHOF, B. A. Soziale Arbeit, wissenschaftliche Hilfskraft mit Bachelorabschluss am Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste (ZPE) der Universität Siegen, Mitarbeit in der wissenschaftlichen Begleitung des Modellprojekts *Entwicklung von Leitlinien zu Qualitätsmerkmalen Begleiteter Elternschaft in NRW*.

MIRIAM DÜBER, M. A., Dipl.-Soz.-päd., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste (ZPE) der Universität Siegen, Mitarbeit in der wissenschaftlichen Begleitung des Modellprojekts *Entwicklung von Leitlinien zu Qualitätsmerkmalen Begleiteter Elternschaft in NRW*.

Rolle und Haltung ist als zentral anzusehen. Da sich die Rolle der Fachkraft in den Familien zweifelsohne mit Spannungsfeldern und Ambivalenzen verbindet, sollte diese innerhalb der Familie transparent kommuniziert und ausgehandelt werden, um sowohl Aufgaben als auch Grenzen festzulegen.

Fachkräfte haben oftmals einen tiefen Einblick in den Alltag der Familien, enge Beziehungen zu ihren Klient*innen und übernehmen häufig kompensatorisch Aufgaben der Eltern. Jedoch bemühen sie sich auch um professionelle Abgrenzung und üben neben Unterstützung auch Kontrolle aus. Damit verbindet sich die Rolle der Fachkraft für die Kinder durchaus mit Ambivalenzen. Daraus ergibt sich die Anforderung, diese Rolle so zu vermitteln und auszubalancieren, dass sie auch von den Kindern der Familie gut nachzuvollziehen ist. Wichtig ist dabei, das Erleben von Unterstützung in der Familie zu thematisieren. Dabei müssen die verschiedenen Auswirkungen von Unterstützung innerhalb der Familie und in Bezug auf das soziale Umfeld differenziert werden. Im Hinblick auf das Erleben und auch die Gestaltung von Zugängen spielen das Alter der Kinder und die damit verbundenen Entwicklungsaufgaben eine wichtige Rolle und müssen mit reflektiert werden. Sie kann viele positive Effekte für die Kinder bewirken und wichtige Funktionen erfüllen, birgt jedoch zugleich auch die Gefahr einer potenziellen Stigmatisierung und verbindet sich unter Umständen mit Scham. Daher sollten Fachkräfte für durch Unterstützung ausgelöste Stigmatisierungsprozesse sensibel sein und diese als Erklärungs- und Reflexionsfolie heranziehen.

LITERATUR

Booth, T./Booth, W. (1998): *Growing up with Parents who have Learning Difficulties*. London und New York: Routledge.

Düber, M./Remhof, C. (2020): *Ergebnisse der Interviews mit erwachsenen Personen, deren Eltern man eine geistige Behinderung zuschreibt. Das Wichtigste in Kürze! Bericht im Rahmen des Modellprojektes „Entwicklung von Leitlinien zu Qualitätsmerkmalen Begleiteter Elternschaft in Nordrhein-Westfalen“*, herausgegeben von MOBILE Selbstbestimmtes Leben Behinderter e. V., in Kürze online unter: www.begleitete-elternschaft-nrw.de.

Hindmarsh, G./Llewellyn, G./Emerson, E. (2017): *The Social-Emotional Well-Being of Children of Mothers with Intellectual Impairment. A Population-Based Analysis*, in: *Journal of applied research in intellectual disabilities: JARID* 30 (3), S. 469–481.

IASSID (2008): *Parents labelled with Intellectual Disability. Position of the IASSID SIRG on Parents and Parenting with Intellectual Disabilities*, in: *Journal of Applied Research in Intellectual Disabilities* 21 (4), S. 296–307.

Orthmann-Bless, D./Chevalley, A./Hellfritz, K.-L. (2015): *Zur Entwicklung von Kindern intellektuell beeinträchtigter Eltern – Internationaler Forschungsstand*, in: *Zeitschrift für Heilpädagogik* 66 (8), S. 364.

Prangenberg, M. (2002): *Zur Lebenssituation von Kindern, deren Eltern als geistig behindert gelten. Eine Exploration der Lebens- und Entwicklungsrealität anhand biographischer Interviews und Erörterung der internationalen Fachliteratur*. Universität Bremen.

Remhof, C./Düber, M. (i. E.): *„Also es war halt schon ein entscheidender Faktor, sie als Unterstützung zu haben“*, in: Düber, M./Remhof, C./Riesberg, U./Rohrmann, A./Sprung, C. (Hg.): *Begleitete Elternschaft in den Spannungsfeldern pädagogischer Unterstützung*. Weinheim.

Wołowicz-Ruszkowska, A./McConnell, D. (2017): *The experience of adult children of mothers with intellectual disability. A qualitative retrospective study from Poland*, in: *Journal of applied research in intellectual disabilities: JARID* 30 (3), S. 482–491.